

Otto Friedrich Bollnow

## **Die Ehrfurcht vor dem Leben\***

### Vorwort

Wenn der Mensch im Getriebe des Alltags einmal innehält, in einer besinnlichen Stunde oder aufgeschreckt durch ihm begegnendes Unheil, dann drängt sich ihm das Rätsel des Lebens mit unwiderstehlicher Gewalt auf, und er versucht, in seinem Nachdenken Licht in das Dunkel zu bringen und die Widersprüche, soweit er es vermag, aufzulösen. „Denn“, wie der Philosoph Wilhelm Dilthey einmal sagt, „in dem geheimnisvollen, unergründlichen Antlitz des Lebens, mit dem lachenden Mund und den schwermütig blickenden Augen, suchen alle Geschlechter denkender und dichtender Menschen zu lesen.“

Aus diesem Bestreben, über die Rätsel des Lebens Klarheit zu gewinnen, entspringt die Philosophie. Sie ist darum keine beliebige Wissenschaft, sondern mit dem Wesen des Menschen notwendig gegeben. Wie weit und in welchem Sinne sie in ihrem Streben nach Verstandesklarheit Wissenschaft ist und wie sie mit den anderen Wissenschaften zusammenhängt, soll hier nicht erörtert werden. Auf jeden Fall ist sie in ihren ersten Schritten jedem Menschen zugänglich, der sich überhaupt über sein Leben Rechenschaft zu geben versucht.

In diesem Sinne habe ich versucht, in einigen ganz kurzen Texten über einige mir vor allem wichtig scheinende Aspekte ohne viel Kunst und mit möglichst einfachen Worten einige Klarheit zu gewinnen. Ich habe versucht, darin einige Grundgedanken der deutschen Lebens- und Existenzphilosophie zu vermitteln. Einige sparsam eingefügte Zitate aus deutschen Dichtern und Denkern wollen zugleich zu einem weiteren Eindringen in die deutsche Geisteswelt anregen. Ich bin aber überzeugt, daß die behandelten Fragen allgemeine Fragen des Menschseins sind, die über die Grenzen der Kulturen hinweg jeden Menschen in seiner Menschlichkeit betreffen. Ich jedenfalls habe diese Übereinstimmung in Gesprächen mit japanischen Freunden immer beglückend empfunden. Wenn diese Texte in aller ihrer Anspruchslosigkeit auch japanischen Lesern in der Besinnung auf ihre Lebensfragen ein wenig behilflich sein können, so haben sie damit ihren Sinn erfüllt.

Tübingen, am 1. September 1978

Otto Friedrich Bollnow

### Inhalt [in ursprünglicher Paginierung:]

- I Das Leben 1
- II Die Ehrfurcht vor dem Leben 9
- III Der Raum 1
- IV Die Zeit 23
- V Der Tod 30
- VI Die Sprache 37
- VII Das Gespräch 45
- VIII Erinnerungen aus der Studentenzzeit 52
- Anmerkungen des Herausgebers 59

[Die für die japanischen Leser geschriebenen Erläuterungen des Herausgebers wurden weggelassen. Die Abschnitte III bis VIII werden an entsprechender Stelle in die Homepage eingestellt. Anm. des Hrsg.]

---

\* Erschienen als Teilstück einer kleineren selbständigen Veröffentlichung für japanische Leser unter dem Titel: „Die Ehrfurcht vor dem Leben“, erläutert von K. Suzuki, Asahi Verlag Tokyo 1979, S. 1-8 und 9-14. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Vgl. dazu auch das frühere Buch „Die Ehrfurcht“, Frankfurt a. M. 1947, 2. Aufl. 1958.

## I. Das Leben

[S- 1-8]

Zuweilen, in Stunden der Besinnung, überfällt den Menschen mit tiefem Erschrecken die Erkenntnis, daß sein Leben, so wie es im alltäglichen Dasein, im Zuge der zur Selbstverständlichkeit gewordenen Gewohnheiten dahinfließt, kein Leben im eigentlichen und vollen Sinn ist, daß es sich im hastigen Betrieb verzehrt, in leeren Formen erstarrt ist, daß es hohl geworden und ohne tieferen Sinn ist, mit einem Wort: daß es nicht so ist, wie es sein sollte.

Aus diesem Ungenügen an einem veräußerlichten und sinnenleerten Dasein entspringt im Lauf der Geistesgeschichte immer wieder eine mit elementarer Gewalt durchbrechende Erneuerungsbewegung, die wieder nach einem neuen, kräftigen und ursprünglichen Leben verlangt. Dahin gehört in Deutschland im späten 18. Jahrhundert die Bewegung des Sturm und Drang mit dem jungen Herder, Goethe, Jacobi. Dahin gehört weiter die Lebensphilosophie des späten 19. Jahrhunderts. Nietzsche war ihre große, in weiteste Kreise hineinwirkende Verkörperung. Daneben steht Dilthey, der im Zusammenhang mit einer methodischen Grundlegung der Geisteswissenschaften eine geschichtliche Lebensphilosophie entwickelte. Von Frankreich her gewann Bergson mit [1/2] seinem Gedanken eines *élan vital*, einer die „schöpferische Entwicklung“ vorantreibenden „Lebensschwungkraft“, auch in Deutschland großen Einfluß. Diese Bewegung spiegelt sich ebenso sehr auch in der Dichtung dieser Zeit. Rilke, Hesse, v. Hofmannsthal sind wenigstens in ihrer Jugend entscheidend von ihr beeinflusst. Sie bricht dann noch einmal in der Jugendbewegung des frühen Jahrhunderts durch. Allen gemeinsam ist das mächtig hervorbrechende Verlangen nach einem echten, starken und ursprünglichen Leben. Ein Blick auf diese in der Geschichte typisch wiederkehrende Bewegungen kann uns helfen, an ihnen in einer objektivierten Form die zum Wesen des Menschen gehörige Lebensproblematik besser zu erfassen. „Das Leben“ ist der immer wiederkehrende Grundbegriff dieser Bewegungen. In diesem mit Nachdruck ausgesprochenen Wort verdichtet sich alle Sehnsucht der Zeit. Hier glaubt man gegenüber aller Veräußerlichung und Verfestigung echtes und ursprüngliches Dasein zu erfassen. Wir müssen daher versuchen, diesen Begriff, wie er hier gegeben ist, näher zu untersuchen.

Die erste Grundbestimmung des Lebens ist das Werden. Leben ist ständig fließende Bewegung im Unterschied zum starren und festen Sein, und der Mensch bleibt nur lebendig, solange er sich vorbehaltlos diesem Werden, diesem ständigen Wechsel der Formen und Gestalten hingibt. Es erstarrt sofort, sobald es in einer bleibenden Gestalt zur Ruhe zu kommen glaubt. „Was sich ins Bleiben verschließt, schon *ists* das Erstarrte“, heißt es bei Rilke. Der Mensch erfüllt sein Leben nur, wenn er in ständiger Bewegung über jeden erreichten Zustand hinausdrängt. So heißt es noch bei Goethe: „Und so lang du dies nicht hast, dieses: Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.“ Dieses Bewußtsein des ständigen Sich-Wandelns kann sich bis zum Rausch des Sich-selbst-Verzehrens steigern. So gewinnt das Bild der Flamme eine symbolische Bedeutung. In diesem Sinn bekennt Nietzsche: „Unge sättigt gleich der Flamme glühe und verzehr' ich mich ... Flamme bin ich sicherlich.“

Mit der unaufhaltsamen Bewegung des Werdens verbindet sich als Zweites das Verlangen nach Lebenssteigerung, nach einem stärkeren, kräftigeren, sich seiner Kraft erfreuenden Leben. In jedem Leben ist zugleich das Verlangen nach einem Mehr an Leben. Im Unterschied zum nüchternen und distanzierten Verstand erfährt man das Leben unmittelbar im Gefühl, und die Stärke des Gefühls ist der Ausdruck der Intensität des Lebens. Am stärksten wird es erfahren, wo sich das Gefühl zur Leidenschaft steigert. So heißt es in Goethes „Werther“: „Der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen.“

Dies Verlangen nach einem vollen Leben erfordert zugleich [3/4] die Bejahung des Lebens in allen seinen Seiten, den hellen wie den dunklen. Man muß ja sagen nicht nur zu den Freuden,

sondern auch zu den Schmerzen, weil man auch in ihnen und grade in ihnen die Stärke des Lebens spürt. So heißt es, um noch einmal Goethe anzuführen: „Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz, alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Auch die Gefahr wird als eine höchste Steigerung des Lebens empfunden und darum ebenfalls freudig bejaht. Aber hier droht zugleich eine bedenkliche Fehlentwicklung, die in jeder Lebensphilosophie angelegt ist: wenn nämlich die Gefahr als höchster subtiler Reiz empfunden und nicht nur hingenommen, sondern um ihrer selbst willen aufgesucht wird. Nietzsche scheint dieser Versuchung weitgehend erlegen zu sein, wenn er schreibt: „Das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den höchsten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv!“ Mit einer solchen Übersteigerung gerät die Lebensphilosophie in die Versuchung, in ein verantwortungsloses Abenteuerertum abzusinken, was dann, vor allem wenn es sich aufs Politische auswirkt, zu verhängnisvollen Folgen führen kann.

Damit verbindet sich ein weiteres: Lebenssteigerung bedeutet nicht nur quantitative Vermehrung, sie bedeutet darüber hinaus das Hervorbringen immer neuer und höherer Gestalten. Das Leben ist die dunkle, drängende Macht, [4/5] die aus ihrem Untergrund immer neue Gestalten hervorbringt. Grundzug des Lebens ist das Schöpferische. Leben ist mit dem schon angeführten Wort Bergsons „schöpferische Entwicklung“. Das bedeutet auf den Menschen angewandt, daß er seine höchste Erfüllung im schöpferischen Tun findet. Nietzsche kann hier wieder als Zeuge angeführt werden. „Das einzige Glück liegt im Schaffen“, heißt es bei ihm, und ähnlich an vielen andern Stellen.

Dem schöpferischen Charakter des Lebens entspricht seine Unergründlichkeit, die vom Menschen mit geheimnisvollem Schauern erfahren wird. „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben! Und ins Unergründliche schien ich mir da zu sinken“, heißt es bei Nietzsche im „Zarathustra“. Der Begriff der Unergründlichkeit hat eine doppelte Bedeutung. Er besagt einmal im erkenntnistheoretischen Sinn, daß der Verstand mit dem groben Netz seiner Begriffe die Fülle des Lebens niemals erfassen kann, daß hierzu nur das irrationale Gefühl imstande ist. Und hier entspringt die für alle Lebensphilosophie bezeichnende Betonung des unmittelbaren Gefühls gegenüber dem rechnenden Verstand. Nur im Gefühl erfassen wir das Leben. Aber der Begriff der Unergründlichkeit hat noch eine tiefere Bedeutung. Er bezeichnet die Seinsverfassung des Lebens selbst. Es handelt sich nicht nur darum, daß wir nicht an den letzten Grund des Lebens herankommen, sondern daß das Leben überhaupt keinen [5/6] letzten Grund hat, daß es in seinem schlechthin schöpferischen Charakter Quelle ist, gegenständlich nicht zu fassender Ursprung, aus dem es in unerschöpflicher Fülle immer neue Gestalten hervorbringt. In diesem Sinn bedeutet Leben nicht einfach das individuelle Leben des einzelnen Menschen. Es ist ein übergewaltiges Leben, das durch ihn hindurchströmt und ihn erfüllt und das er ebenso auch in der Umwelt wiederfindet, in Tier und Pflanze und in der ganzen Natur, die ebenfalls als Leben erfahren wird und mit der er sich darum brüderlich verbunden fühlt. „Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren in's All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden.“ Diese begeistert klingenden Sätze Hölderlins sprechen zugleich das rauschhaft gesteigerte pantheistische Lebensgefühl aus, das mehr oder weniger ausdrücklich alle lebensphilosophisch bestimmten Denker und Dichter verbindet.

Aber in allem revolutionären Schwung des alle festen Formen durchbrechenden Lebens mußten diese jugendlichen Menschen bald auch erkennen, daß man auf die Dauer nicht aus dem bloßen Widerspruch gegen die beengenden Formen leben kann. Das Leben zerfließt im Chaos, wenn es nicht gelingt, von sich aus neue, eigne Formen hervorzubringen. Auch der viel geschmähte nüchterne Verstand behält eine notwendige Funktion. Goethes Weg vom Sturm und Drang [6/7] seiner Jugend zur Klassik der Weimarer Zeit ist ein überzeugendes Beispiel

für den Übergang vom revolutionären Durchbruch zur neuen Gestaltung. Aber sobald eine neue Gestalt erreicht ist, wird sie auch wieder als Beengung empfunden, und dagegen erhebt sich dann wieder ein neues Verlangen nach dem ursprünglichen Leben.

Damit ergibt sich das allgemeine Problem des Verhältnisses von Leben und Form. Beide sind aufeinander angewiesen und stehen doch miteinander in ewigem Kampf. Das Leben kann sich nur in festen Gestaltungen verwirklichen und muß sich doch immer wieder gegen die fest gewordenen Gestaltungen auflehnen. Das hat Simmel auf dem Boden der Lebensphilosophie einmal ganz klar ausgesprochen: „Indem es Leben ist, braucht es die Form, und indem es Leben ist, braucht es mehr als die Form. Mit diesem Widerspruch ist das Leben behaftet, daß es nur in Formen unterkommen kann und doch in Formen nicht unterkommen kann, eine jede also, die es gebildet hat, überlangt und zerbricht.“

Was sich hier in der Geschichte im großen erkennbar an den genannten Lebensbewegungen vollzogen hat, bezeichnet zugleich eine allgemeine Bestimmung des menschlichen Lebens, unsres eignen Lebens also. In diese unaufhebbare Spannung zwischen dem Verwirklichen in bestimmten Formen und dem Zerschneiden der erstarrten Formen ist unser Leben hineingestellt, wobei in den verschiedenen Seiten bald die eine, [7/8] bald die andre Seite die Vorherrschaft gewinnen kann. Das Leben erhält sich nur lebendig in dem immer neu zu wiederholenden Prozeß des Durchbrechens der erstarrten Formen und der Rückkehr zum Ursprung. [8/9]

## II. Die Ehrfurcht vor dem Leben

[S. 9-14]

Wenn es bei den bisher genannten Vertretern der Lebensphilosophie vorwiegend um die mehr oder weniger gewaltsame Entfaltung des eignen Lebens ging, so kommt in Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ die auf das Verhältnis zum andern Leben bezogene ethische Seite zum Ausdruck.

Man hat das Grundprinzip der Ethik vielfach und mit gutem Recht in der sogenannten „goldenen Regel“ gesehen. Sie heißt in ihrer einfachsten, als Sprichwort weit verbreiteten Form: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ In positiver Wendung kehrt sie im Neuen Testament als Wort Jesu wieder: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, also tuet auch ihr ihnen.“ Und schließlich ist auch der bekannte kategorische Imperativ Kants: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“, nur eine neue, erweiterte Formulierung desselben Prinzips. In allen diesen Fassungen handelt es sich um ein rein rationales, aus Vernunftbegründungen gewonnenes Prinzip, das aus den Bedingungen der Möglichkeit eines geregelten Zusammenlebens die Forderungen für ein sitt- [9/10] liches Verhalten ableitet. Es beruht auf der Einsicht in die gegenseitige Abhängigkeit. Daraus ergibt sich auch, daß eine solche Ethik auf die menschliche Welt beschränkt ist; denn nur in dieser ist eine solche Gegenseitigkeit möglich. Die Ethik einer Ehrfurcht vor dem Leben, wie Schweitzer sie formuliert hat, geht nun in doppelter Weise darüber hinaus: einmal insofern sie den Gültigkeitsbereich der Ethik auch auf die außermenschliche Natur ausdehnt, insofern diese ebenfalls als Leben verstanden wird, und zweitens insofern sie anstelle der rationalen Begründung auf ein tiefer begründetes Gefühl, nämlich die Ehrfurcht, zurückgeht. Beginnen wir mit dem zweiten.

Die Ehrfurcht ist ein eigentümlich ambivalentes Gefühl, in dem sich ein Moment spontaner Zuwendung mit einem andern Moment scheuer Zurückhaltung verbindet. Goethe deutet es, von der deutschen Wortbildung ausgehend, als die Verbindung von Ehre und Furcht. Besser könnten wir vielleicht von einer Vereinigung von Verehrung und Scham sprechen, wobei ein Gefühl der Scham die Neigung zu einer unmittelbaren, als „taktlos“ empfundenen Annäherung zurückhält. Es ist ein in dieser Doppelheit nicht weiter auflösbares Gefühl, das nicht wei-

ter begründet, sondern nur im unmittelbaren Ergriffen-werden als etwas übergewaltig über den Menschen Kommendes erfahren werden kann. Es ist ein im Grunde religiöses Gefühl, das den Menschen angesichts [10/11] eines Heiligen ergreift.

Ein solches Gefühl der Ehrfurcht empfinden wir, wenn wir in ein kultisches Gebäude, eine Kirche, einen Schrein, einen Tempel eintreten, und dieses Gefühl dämpft in uns jedes laute Wort und jede hastige Bewegung. Ehrfurcht empfinden wir auch vor einem bedeutenden Menschen, besonders dann, wenn er ein hohes Alter erreicht hat. Ehrfurcht empfinden wir in dieser Weise vor dem, was „über uns“ ist. Aber schon Goethe hat darauf aufmerksam gemacht, daß es auch eine Ehrfurcht vor dem gibt, was „unter uns“ ist. Das ist, wenn wir diesen Gedanken fortsetzen, die Ehrfurcht vor dem Schwachen und leicht Verletzlichen, etwa vor dem kleinen unschuldigen Kind, vor dem schwachen und kranken, allgemein dem leidenden Menschen, vor dem wehrlosen Tier. Was in uns in allen diesen Fällen das Gefühl einer ehrfürchtigen Scheu erweckt, das ist das Leben, das wir in allen diesen Gestalten spüren, das alles durchwaltende göttliche Leben, das uns hier in hilfloser und verletzlicher Gestalt entgegentritt, so daß es in seiner Schwäche unserm Schutz und unsrer Hilfe anheimgegeben ist. Das ist allgemein der Doppelcharakter des Lebens, den wir in seiner Eigenart festhalten müssen: heilig und zugleich verletzlich, übergewaltig und zugleich uns hilflos preisgegeben.

In diesem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Leben hat Schweitzer mit Recht den tiefsten, religiös verwurzelten Grund der [11/12] Ethik gesehen. Sie umfaßt alles Leben: den Menschen, das Tier, die Pflanze und auch die Natur im ganzen, weil auch sie als Leben begriffen werden muß. Man hat darum sehr treffend von einer kosmischen Ethik gesprochen. Schweitzer faßt sie in der Forderung zusammen, „allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen.“ Daraus ergibt sich dann die Bestimmung von dem, was gut und was böse ist: „Gut ist, Leben erhalten und Leben fördern; böse ist, Leben vernichten und Leben hemmen.“

Die so begründete Ethik hat eine doppelte Richtung, eine negative, verbotende und eine positive, gebietende. Auf der einen Seite verbietet sie die Verletzung oder gar Schädigung fremden Lebens, und zwar nicht nur des menschlichen, sondern auch des tierischen und pflanzlichen Lebens, wo es dem eignen Lebenswillen geopfert würde und erst recht wo es aus bloßer Gedankenlosigkeit geschieht. Dabei ist Schweitzer kein Träumer. Er bleibt Realist. Er erkennt, daß in der harten Wirklichkeit die Schädigung oder Vernichtung fremden Lebens nicht zu vermeiden ist. Wir müssen oft Leben opfern, um andres Leben, vor allem unser eignes Leben zu erhalten. Wir müssen Getreide mähen und Tiere schlachten, um Menschen zu ernähren. Darum formuliert Schweitzer sein sittliches Gebot vorsichtiger abgewogen:

Es ist verboten, fremdes Leben mehr als unbedingt notwendig [12/13] zu schädigen. Das ist kein Freibrief für eine beliebige Überschreitung, sondern belastet den Menschen mit einer ungeheuren Verantwortung; denn wo diese Grenze des unbedingt Notwendigen liegt, das ist in jedem einzelnen Fall neu zu bedenken. Ein bezeichnendes Beispiel, das Schweitzer hier bringt: ein Landmann, der eine ganze Wiese abgemäht hat, um seinen Kühen Futter zu schaffen, darf doch nicht auf dem Heimweg eine Blume abschlagen, die am Wegrand wächst.

Das läßt zugleich ein gegenwärtig brennendes Problem in einem neuen Licht erscheinen, das des Landschaftsschutzes und der Umweltverschmutzung. Es ist nicht nur eine Frage rationaler Zweckmäßigkeit, daß der Mensch bedenken muß, wie er durch seine gedankenlosen Eingriffe in die Natur auf die Dauer gesehen die Voraussetzungen seines eignen Lebens zerstört. Es ist auch nicht nur eine Frage der ästhetischen Betrachtung: wie beispielsweise durch Steinbrüche und Straßenbauten die Schönheiten der Landschaft zerstört werden. Es ist ganz ursprünglich die Ehrfurcht vor dem Leben, das sich im Ganzen der natürlich gewachsenen Landschaft offenbart. Nicht durch Zufall spricht man ja von den „Wunden“, die ein Steinbruch in die natürliche Landschaft schlägt. Aber auch hier gilt die Einschränkung, die Schweitzer gemacht hat:

Es ist verboten, die Natur mehr als notwendig zu entstellen. Und auch hier erlaubt das keine beliebige Willkür. [13/14] Es ist in jedem Fall verantwortlich abzuwägen, was wirklich notwendig ist.

Bei jeder Verletzung fremden Lebens, auch der unvermeidbaren, bleibt ein Gefühl der Schuld, und der Mensch muß versuchen, davon abzutragen, soweit es in seinen Kräften steht.

Das führt hinüber zur zweiten, der positiv fordernden Seite. Das ist der Anspruch auf tätige Hilfe, der aus dem Mit-leiden mit dem Leiden des andern Menschen und allgemein der leidenden Kreatur entspringt. Schweitzer selbst hat sein Leben in einer beispielhaften Weise in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, indem er als „Urwaldarzt“ nach Afrika ging, um dort unter schwierigsten Verhältnissen den bis dahin hilflos ihren schweren Krankheiten preisgegebenen Eingeborenen zu helfen. Albert Schweitzer ist insofern ein Vorbild edler Menschlichkeit geworden, das sich als Mahnung an jeden einzelnen von uns wendet. Wir alle stehen unter dieser elementaren Forderung der Menschlichkeit und müssen versuchen, wie wir sie erfüllen können. Das muß sich naturgemäß zunächst im engeren Kreis bewähren, wo uns Leid und Elend leibhaft anschaulich und bedrängend entgegentritt. Aber in dem Maße, wie heute durch die modernen Nachrichtenmittel die Menschheit im ganzen in unser Blickfeld tritt, weitet sich auch das Feld unsrer Verantwortung. Wo immer auf dieser Erde Menschen durch Hunger und Seuchen bedroht sind, sind auch wir mit angesprochen. [14/15]